

**Ueble Laune.**

Nicht nur kranke Menschen können übel gelaunt sein, sondern man findet die üble Laune auch leider bei Gesunden, und zwar ist dieselbe bei manchen Menschen so stark in den Vordergrund gerückt, daß diese für ihre Umgebung geradezu ungenießbar werden.

Bei einem übelgelaunten Patienten nimmt ja jeder Mensch gern Rücksicht auf seinen kranken Zustand und drückt infolgedessen nicht nur ein, sondern auch sehr häufig beide Augen zu, einem übelgelaunten Gesunden aber geht jeder gern aus dem Wege, mit dem will niemand etwas zu tun haben. Welches sind wohl nun hier die Ursachen der üblen Laune? Diese können sehr mannigfaltiger Art sein und wir wollen uns mal bemühen, einigen derselben nachzuspüren.

Es reichen sehr häufig die Wurzeln der üblen Laune bis in das Kindesalter zurück. Die Kinder genießen häufig eine viel zu schlaffe und nachsichtige Erziehung; ihren Willen sehen sie stets durch, jeder Wunsch wird ihnen ohne weiteres gewährt, mit Spielsachen, Naschwerk usw. werden sie überhäuft, Zufriedenheit und Bescheidenheit bleiben ihnen fremde Begriffe. Ich habe schon Kinder kennen gelernt, welche infolge solcher Erziehung es in dem zarten Alter von drei Jahren schon so weit gebracht hatten, daß sie ihren Willen der Mutter gegenüber ohne weiteres durchsetzten und sich dieselbe vollständig den Launen ihres Kindes fügen mußte. Wahrlich, ein netter Fortschritt! Treten nun derartig Erzogene hinaus

ins Leben und gewahren dann, daß hier nicht alles, — wie sie es von Haus aus gewöhnt sind — nach ihrem Kopfe geht, so sind sie stets übel gelaunt, tragen ein mürrisches, verrießliches Wesen zur Schau und lange haben sie mitunter zu kämpfen, ehe sie diese üble Laune beseitigen. Eine andere Ursache ist in der Untätigkeit und Trägheit, in der Lange-

mit der schlechtesten Laune aufzustehen, welche sich auch dann den ganzen Tag nicht verliert.

Wären wir dagegen von Kindheit an gewöhnt, nie zu rasten und jede Stunde, die uns nach erster Tätigkeit noch bleibt auf erweiternde Lektüre, auf angenehme heitere Geselligkeit zu verwenden, bis uns der gesunde Schlaf zur Ruhe und zu süßen Träumen zwingt, dann würden wir am nächsten Morgen stets fröhlich und guter Dinge erwachen und die üble Laune würde für uns ein ganz unbekannter Begriff bleiben.

Auch darin besteht eine häufige Ursache der üblen Laune, daß wir öfter die holden Morgenstunden verschlafen und dann beim Erwachen furchtbar ärgerlich sind, daß es schon so spät ist. Wir haben dann oftmals so viel veräumt, daß wir kaum noch das Veräumte einzuholen vermögen, und dieser Umstand ist sicherlich nicht geeignet zur Verbesserung unserer Laune beizutragen.

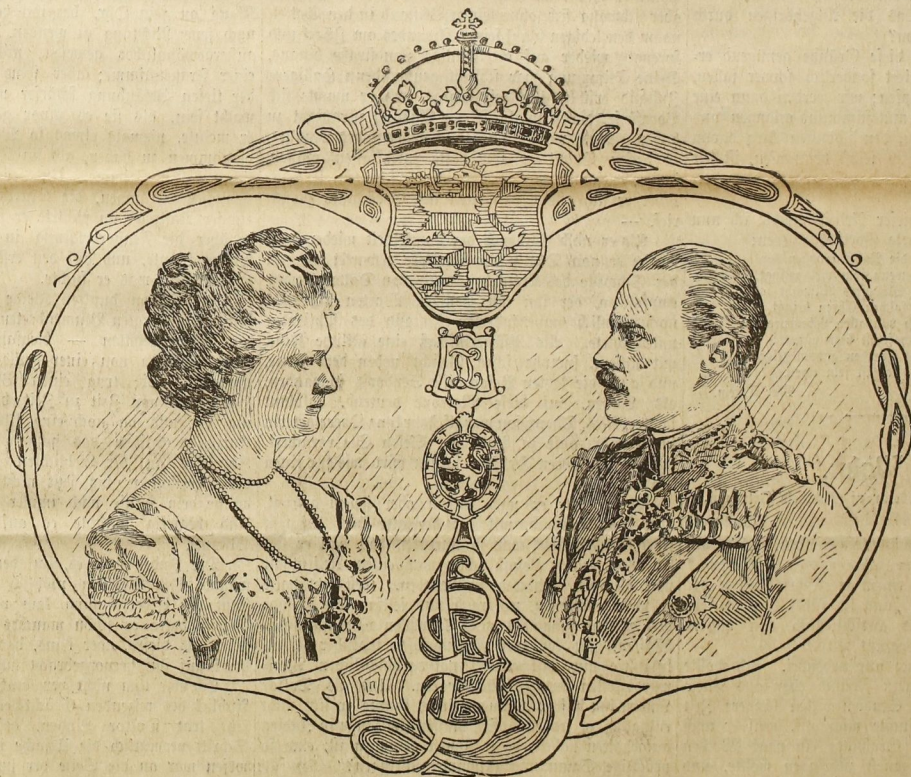
Wenn wir nun von Jugend auf an die größte Pünktlichkeit gewöhnt wären, dann könnte uns so etwas nicht passieren und würden dieser Ursache der üblen Laune entgehen.

Es gibt ja nun noch eine Menge anderer Ursachen, welche üble Laune

weile zu suchen. Ein sonst gesunder Mensch, welcher aber nicht genügend Beschäftigung hat, wird vor Langerweile kaum wissen, womit er sich den ganzen Tag vertreiben soll; da infolgedessen auch der Körper nicht die notwendige Ermüdung erfährt, um in der Nacht im ruhigen, festen Schlaf sich wieder zu restaurieren, so wird sich ein solcher Mensch auf seinem Lager schlaflos umherwälzen, um am andern Morgen

erzeugen können, als da sind: schlechter Geschäftsgang, Krankheiten in der Familie, Vermögensverluste usw., diese alle hier abzuhandeln würde aber zu weit führen, und so wollen wir uns noch mit den Mitteln beschäftigen, mit welchen wir der üblen Laune wirksam entgegenzutreten können.

Vor allen Dingen müssen wir bemüht sein, uns einen recht kräftigen, energischen Willen anzueignen.



**Zur Vermählung des Grossherzogs von Hessen,**

die am Donnerstag, den 2. Februar in Darmstadt stattfand, an der die fürstlichen Gäste, das diplomatische Korps, die Staudesherrn sowie die Epigen der Zivl- und Militärbehörden teilnahmen.

Es ist ganz unglücklich, welche gewaltige Macht dem Willen zukommt. Seine Macht ist so gewaltig, daß er Krankheiten erzeugen und heilen kann, ja er kann sogar töten und lebendig machen. Und wenn nun der Wille so viel vermag, sollte er da nicht auch imstande sein, die üble Laune zu beseitigen, und davor zu bewahren?

Ganz gewiß! Die üble Laune kann sich immer erst dann einfänden, wenn sich unser Wille passiv verhält, nicht recht auf dem Posten ist; denn wenn ich der üblen Laune, welche sich bei mir einstellen will, gleich einen kräftigen Willen entgegensetze, dann ist ihre Macht gleich von vornherein gebrochen, denn wenn ich nicht übel gelaunt sein will, dann bin ich es auch nicht.

Der nun nicht über einen kräftigen Willen verfügt, der muß Vernunftgründe zur Bekämpfung der üblen Laune anwenden.

Vor allen Dingen mag er bedenken, daß er durch die üble Laune sich schweren körperlichen Schaden zufügen kann; des weiteren, daß ein übelgelaunter Mensch nirgends gern gesehen, sondern überall gemieden wird, und das kann doch sicher nicht der Wunsch eines vernünftigen Menschen sein.

Die üble Laune kann auch unberechenbaren geschäftlichen Schaden bringen, denn wenn man von einem Geschäftsmann nicht freundlich behandelt wird, sondern immer nur ein trübes, mürrisches Gesicht sieht, dann geht man schließlich nicht mehr hin.

Dann müssen wir uns auch bemühen, alle unsere Handlungen so einzurichten, als wenn der heutige Tag der letzte unseres Lebens sei; und welcher vernünftige Mensch hätte wohl die Absicht, noch am letzten Tage seines Lebens die Angehörigen durch seine üble Laune zu reizen?

Wenn wir nun alle diese Gründe genügend ermägen, wird es uns nicht sonderlich schwer fallen, die üble Laune zu bekämpfen; wir werden dann eine heitere und zufriedene Gemütsstimmung erlangen und können uns dann rühmen, den schönsten Sieg davon getragen zu haben. „Sich selbst bekämpfen, ist der allerhöchste Sieg.“

Und zum Schluß dieser Arbeit möchte ich nun noch folgende schöne Worte Goethes zitieren:

Wenn einen Menschen die Natur erheben,  
So ist's kein Wunder, wenn ihm viel gelingt,  
Man muß in ihm des Schöpfers Allmacht loben,  
Die schwaches Tun zu stolzen Ehren bringt.  
Doch, wenn ein Mensch von allen Lebensproben  
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,  
Dann kann ich ihn mit Freuden andern zeigen  
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.

Mar Thiem.

### Im Wahn.

Novelle von Loth. Brentendorf (Reinhold Ortmann).

(Radruks verboten.)

(Fortsetzung.)

„Doktor Linden schüttelte den Kopf. „Ich bin erst seit einem Jahre wieder in Europa,“ sagte er mit einem merklichen Anflug der Verlegenheit, „und ich führe hier ein sehr eingezogenes Leben, das ausschließlich von wissenschaftlichen Studien ausgefüllt wird.“

„Nun, das war auch nur nebenbei. Ich wollte Ihnen erzählen, daß mein Freund eben aus Paris kommt, wo er sich zu Studienzwecken längere Zeit aufgehalten hat. Er suchte mich auf, weil er nach den Zerstreungen der Großstadt ein paar Wochen in einem stillen Gebirgsneß zubringen wollte, und noch vorhin auf diesem unglückseligen Ritt, dem ersten gemeinsamen Ausfluge, den wir unternommen, teilte er mir lachend mit, daß keiner seiner Bekannten wisse, wohin er sich geflüchtet. Es wird also außer mir schwerlich irgend jemand kommen, sich bei Ihnen nach seinem Befinden zu erkundigen.“

Linden fühlte sich durch diese Crofnungen erleichtert. „Ich muß ja leider fürchten, daß Sie meinem Verhalten eine für mich wenig günstige Deutung geben,“ sagte er, „aber ich habe eben kein Mittel, Sie eines Besseren zu belehren. Jedenfalls hoffe ich Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß sich Ihr armer Freund hier nicht in schlechten Händen befindet.“

Doktor Seydors trat noch einmal an das Ruhebett, um Puls und Herzschlag des Patienten zu prüfen. Dann sah er auf seine Uhr.

„Ich werde schleunigst nach Neustadt zurückkehren um dort einige notwendige Anordnungen zu treffen. Gegen Abend spreche ich dann mit Ihrer Erlaubnis wieder vor. — Nur eine Frage noch, die Sie mir nach meinen letzten Erlebnissen schon zu gute halten müssen. Sie werden die Wartung Halligers doch nicht etwa jenem braunen Burfchen anvertrauen, der ihn kalten Blutes vorhin auf der Landstraße umkommen lassen wollte?“

„Wenn ich es so täte, so wäre Ihr Freund unzweifelhaft besser aufgehoben, als unter der Obhut der geschicktesten Diakonissin. Dhalip ist ein Hindu, der schon während meines Aufenthaltes in Vorderindien in meinen Diensten stand und den ich mitgebracht habe, weil ich in ganz Europa keinen Menschen von so schrankenloser Ergebenheit und so unerschütterlicher Treue gefunden haben würde. Wie er sich in blindem Gehorham gegen meine Befehle von Ihnen eher hätte erwirgen lassen, als daß er ihnen den Eintritt freigeben hätte, so würde er sich jetzt unbedenklich für Ihren Freund aufopfern, wenn ich es ihm geböte. Aber wenn es Sie berubigt, verspreche ich Ihnen, daß er das Zimmer nicht betreten soll.“

Dhalip kauerte auf den Stufen der Terrasse, als Doktor Seydors ins Freie hinaus trat. Ohne ert eine Weitung abzumarten, sprang er auf und ging vor dem jungen Arzte her bis zur Stelle, wo er die beiden Pferde angebunden hatte. Allem Anschein nach wollte er ihm beim Aufsteigen behilflich sein, Seydors aber schwang sich ohne seinen Beistand in den Sattel, nahm den ledigen Gaul seines Freundes am Zügel und sprenge wieder auf die sonnige Landstraße hinaus. Seine Stimmung war schlecht genug, denn Halligers Zustand erfüllte ihn mit Sorge, und er machte sich Vorwürfe, diesen unglückseligen Ausfluge veranlaßt zu haben. Auch wollte ihm das Benehmen des Mannes, in dessen Obhut er ihn hatte zurücklassen müssen, immer feltamer und bekremdlicher erscheinen, je deutlicher er sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurückrief. —

Als er nach Einbruch der Dunkelheit wieder kam, wurde er von Dhalip am Portore erwartet und an der Schwelle des Krankenzimmers von Doktor Linden empfangen, der ihn mit wenigen Worten über den noch ziemlich unveränderten Zustand des Patienten unterrichtete. Als Pflegerin saß eine ältliche Frau mit stillem, sympathischen Gesicht neben dem Bette, und auch die letzten Besornerisse Seydors' schwanden, als Linden, auf diese Matrone deutend, halb laut sagte: „Mrs. Thompson war elf Jahr lang Oberwärterin im Krankenhause zu Bombay. Seien Sie versichert, daß sie für Herrn Halliger sorgen wird wie für einen Sohn.“

Gern hätte er nach diesem oder jenem gefragt, aber die Ungebuld, mit der der alte Herr auf sein Fortgehen wartete, war so unverkennbar, daß er sich entschloß, seinen Besuch schon nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten zu beenden. Erst jetzt hatte er wahrgenommen, wie reich und feltam die Wände des großen Zimmers mit Trophäen von asiatischen Waffen, mit kostbaren Erzeugnissen indischer Kunstindustrie und mit allerlei naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten ausgeschmückt waren. Und als Doktor Linden ihn höflich hinausgeleitete, konnte er sich nicht enthalten zu fragen: „Sie müssen sich lange in Indien aufgehalten haben, da es Ihnen gelungen ist, eine so prächtige Sammlung zusammenzubringen?“

„Ja, ich verbrachte mehr als zwei Jahrzehnte in Bombay,“ lautete die kurze Antwort. „Werden Sie den Weg durch den Park allein finden, oder wünschen Sie, daß Dhalip Sie zu Ihren Wagen begleitet?“

Seydors lehnte die Zühung ab und verabschiedete sich ohne weiteren Aufenthalt. Als er sich noch einmal nach der Villa zurückwandte, sah er, daß sämtliche Fensterladen geschlossen waren, wie es sonst nur in unbewohnten Säunern zu geschehen pflegt.

„Wie eilig es der Mann hatte, mich los zu werden,“ dachte er; „die innere Unruhe stimmerte ihm trotz aller Selbstbeherrschung in den Augen. Ohne Zweifel hat er irgend ein Geheimnis zu hüten, denn für

einen verkappten Spizhuben kann er mich doch wohl nicht halten. Nun, ich bin nicht neugierig, und wenn er mir nur meinen armen Halliger durchbringt, mag er im übrigen tun und lassen, was ihm gefällt.“

Er bestieg seinen Wagen, und als die Pferde angezogen, hörte er, wie sorgfältig das eiserne Gittertor wieder hinter ihm verschlossen wurde.

### II.

Werner Halliger war allein. Seine Pflegerin hatte ihn verlassen, nachdem sie getreulich auch die zweite Nacht an seinem Lager durchwacht hatte, und nun wanderten seine Augen langsam über alle die merkwürdigen Gegenstände hin, von denen er sich hier umgeben sah. Seine Kopfwunde schmerzte ihn zuwellen heftig, und in kurzen Zwischenräumen überkam ihn noch immer ein Zustand, der mehr eine dumpfe Bemüßlosigkeit als ein Schlummern war. In den wachen Augenblicken aber hatte er eine klare Erkenntnis seiner Lage.

Mit seiner Wärterin hatte er noch kaum ein Duzend Worte gewechselt. Sie sprach das Deutsche ebenso mühsam und unvollkommen wie er das Englische. Auch seine Unterhaltung mit Doktor Linden hatte sich bisher lediglich auf seinen körperlichen Zustand bezogen. Seydors aber hatte ihm bei seinem gestrigen Besuche das wenige mitgeteilt, was er selbst von dem Herrn des Hauses mußte, und nun spannen sich in der Phantasie des Genesenden allerlei romantische Vorstellungen um die fremdartigen, abenteuerlichen Dinge, zu deren Betrachtung er so viel unfreiwillige Ruhe hatte.

Da schlug durch das halb geöffnete Fenster ein Klang an sein Ohr, der ihn veranlaßte, den Kopf nach jener Richtung zu wenden. Es war gar nichts außergewöhnliches gewesen, nichts als der Klang einer Frauenstimme; aber seine Sinne mußten aus der tiefen Betäubung stärker und empfindlicher erwacht sein, als sie es zuvor gewesen waren, denn er meinte, niemals etwas so Weiches und Liebliches vernommen zu haben, als im Tonfall dieser jugendlichen hellen Stimme. Und er fühlte ein unumwiesliches Verlangen, die Sprecherin zu sehen. Mit einiger Anstrengung richtete er sich so weit auf, daß er über die Fensterbrüstung in den Garten hinabspähen konnte, und auf den ersten Blick schon hatte er gefunden, was er suchte.

In leichtem dunklen Kleide schritt sie zwischen den wohlgepflegten Blumenbeeten dahin, die sich hinter dem Hause dehnten — biegsam und schlank, das seine Köpfschen von einer Fülle von brauner Haare umgeben. Sie trug einen Blumenstrauß in der Hand, und von Zeit zu Zeit beugte sie sich nieder, um hie und da noch eine Blüte zu brechen. Mit Entzücken haftete das schönheitskundige Auge des Künstlers an der Lieblichkeit der jungen Gestalt, deren Gesicht er bis jetzt nicht hatte sehen können, da sie dem Hause noch immer den Rücken zugekehrte. Und begierig lauschte er auf den Klang ihrer Stimme.

Der Jnder war es, zu dem sie sprach. Nun wandte das Mädchen plötzlich den Kopf, und ein Laut der Ueberaschung kam von Halligers Lippen. Gewiß hatte er schon manches schönere Gesicht gesehen als dieses, aber keins, das einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht hätte.

Es war ihm nicht vergönnt, sich lange an dem Anblick des reizenden Gesichtchens zu weiden, denn jetzt trat Doktor Linden, dessen näherkommender Schritt vermutlich die Ursache ihres Aufschauens gewesen war an die Seite der jungen Dame, und sie gingen zusammen tiefer in den Garten hinein. Halliger folgte ihnen mit den Augen, bis sie ihm an einer Wegbiegung hinter Gesträuch und Buschwerk entschwanden; dann ließ er den verbundenen Kopf in die Rippen zurückfallen. Aber obwohl die Wunde infolge der Anstrengung wieder heftiger schmerzte, war doch ein heiteres Lächeln auf seinem Gesicht, und dies Lächeln erhellte seine Züge noch immer, als seine Augen sich bereits wieder zu tiefem, ohnmachtähnlichem Schlummern geschlossen hatten. —

Der erste Gegenstand, den er zwei Stunden später beim Erwachen erblickte, war ein großer Strauß frischer Blumen in einer indischen Bronzefase, und

so genau hatte er sich vorhin alle Einzelheiten des lieblichen Bildes brünten im Garten eingepägt, daß er sogar das büstige Blütengebüde auf der Stelle wiedererkannte. Eine Empfindung hoher Freude zitterte durch seine Seele. Er richtete sich auf, um den Arm nach den Blumen auszustrecken; da legte sich die Hand der pflichtgetreuen Mrs. Thomson sanft auf seine Schulter, und in dem immer gleichen Tonfall ihrer ruhigen Stimme sagte sie zu ihm: „Sie dürfen Ihre Lage nicht ändern. Mister Linden hat es verboten.“

Halliger hatte eine Frage nach der Herkunft des Straußes auf den Lippen, aber dann schien es ihm mit einemmal so reizend, den hoblen Gruß der schönen Unbekannten wie ein zartes Geheimnis zu behandeln, daß er schon nach dem ersten Wort wieder verstummte.

Nach einer Weile erschien Linden, um sich in jener vornehm-freundlichen Art, die Halliger von vornherein mit lebhafter Sympathie für den Mann erfüllt hatte, nach seinem Befinden zu erkundigen. Dann fiel sein Auge auf den Strauß.

„Woher kommen diese Blumen?“ wandte er sich verweisend an die Pflegerin. „Sie sollten doch wissen, daß dergleichen nicht in jedem Krankenzimmer am Plage ist.“

Die Getadelte verharrte in ihrer aufsehnend unerschütterlichen Ruhe. „Miß Elli hat mich beauftragt, sie dorthin zu stellen,“ erwiderte sie, „und Sie mögen sich überzeugen, daß keine starbustenden Blüten darunter sind.“

„Gleichviel! Ich ersuche Sie —“  
Er hatte schon die Hand nach dem Strauß ausgestreckt; da aber erhob Halliger abwehrend den Arm.

„Nein, Herr Doktor, ich betrachte die Blumen als mein Eigentum und bitte, sie mir zu lassen. Der geringfügige Schaden, den ihr Duft mir bringen könnte, steht jedenfalls in keinem Verhältnis zu der großen Freude, die ihr Anblick mir gewährt. Und wenn die gütige Spenderin, wie ich vermute, Ihre Tochter ist, so ersuche ich Sie, den Dolmetscher meines herzlichsten Dankes zu machen, bis meine Gesundheit mir erlauben wird, ihn persönlich abzusenden.“

„Dazu dürfte sich leider keine Gelegenheit bieten, mein Herr!“ war die rasche und — wie Halliger mit Befremden wahrnahm — fast unfreundliche Antwort. „Meine Tochter ist ihrer angegriffenen Gesundheit wegen nicht in der Lage, Besuche zu empfangen.“

Der Bildhauer hörte von der scharfen Abweisung nichts als die Bemerkung über ihre Ursache. Mit unerhöhlener Bestürzung sagte er hastig: „Wenn es sich um die nämliche junge Dame handelt, die vorhin unten im Garten diese Blumen pflückte, so sehen Sie mich ebensosehr erstaunt, als erschrocken. Ihre Erscheinung war gewiß nicht die einer Kranken und —“

Linden hatte nach seinem Panamahute gegriffen. Sein gelbes Gesicht war gramvoll und finster, als er Halliger unterbrach: „Nichtsdestoweniger werden Sie mir als dem Vater und dem Arzte mehr Glauben schenken müssen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Tochter krank ist — sehr krank. Und Sie werden außerdem begreifen, daß es mir wenig Freude macht, davon zu sprechen. Ich werde mir gestatten, später noch einmal nach Ihnen zu sehen. Guten Tag!“

Er verließ eilig das Zimmer, als fürchte er, trotz seiner ungewöhnlichen Erklärung durch weitere Fragen belästigt zu werden. Werner Halliger aber war mit einemmal um all seine sonntige Stimmung gekommen. Unaufhörlich quälte er sich mit der Frage, welcher tödtlichen, verborgenen Krankheit dieses schöne, blühende Mädchen wohl zum Opfer gefallen sein könnte, und mit Empfindungen tiefer Wehmut betrachtete er jetzt die Blumen, die sie für ihn gepflückt hatte.

Der Tag ging schon zu Ende, als Halliger unter seinem Fenster noch einmal den süßen Klang der hellen Mädchenstimme vernahm. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß er wieder allein war, und daß er somit nicht durch die weiche Hand der unerbit-

lichen Mrs. Thompson daran gehindert werden konnte, sich laufend aufzurichten.

Minor lustwandelte am Arme ihres Vaters im Garten. Wohl zwei Minuten lang konnte Halliger ungehindert ihr reizendes Gesicht betrachten, und vergebens forschte er in diesen reinen, lieblichen Zügen nach den Anzeichen eines verheerenden Leidens. Wohl fiel ihm der ernste, ja schwermütige Ausdruck ihres Antlitzes noch mehr auf als am Morgen, für eine schwere körperliche Krankheit aber zeigten weder verräterische Linien um Augen und Mund, noch eine bemerkbare Mißigkeit im Gang oder Haltung.

„Seltsam!“ sagte er bei sich selbst, als die Dämmerung die beiden hohen Gestalten verschlungen hatte. „Ob Seydors wohl imstande sein wird, es mir zu sagen?“

Aber er kam nicht erst dazu, den Freund zu befragen. Der neue Tag war noch nicht lange angebrochen, als Linden bei ihm eintrat und die unerwünschte Mrs. Thompson fortstieß. Der alte Herr sah heute noch gelber und angegriffener aus als an den vorhergegangenen Tagen. Eine nervöse Unruhe, gegen die er auensthändig vergebens ankämpfte, trieb ihn von einer Stelle des Zimmers zur anderen. Ein paar hastige Fragen unterrichteten ihn über Halligers Ergehen; am meisten aber lag ihm offenbar daran, zu erfahren, wie der Kranke die Nacht verbracht habe, denn in einer geradezu auffälligen Weise kam er immer wieder darauf zurück, und erst als ihm der junge Bildhauer versichert hatte, daß er sich eines festen, ununterbrochenen und traumlosen Schlafes erfreut habe, schien er einigermaßen beruhigt.

Aber er erdete seinen Besuch darum noch nicht. Wie jemand, dem es schwer fällt, sich zu einem hoch als unvermeidlich erkannten Entschluß aufzuraffen, durchwanderte er schweigend das Zimmer, um dann endlich vor Halliger stehen zu bleiben.

„Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten.“  
„Sie dürfen natürlich ganz über mich verfügen — ich bin ja schon jetzt so tief in Ihrer Schuld.“

„Es ist im Grunde sehr wenig, was ich von Ihnen verlange. Sie sollen mir mit Ihrem Ehrenwort versprechen, weder zu Ihrem Freunde, dem Doktor Seydors, noch zu sonst jemandem von der Krankheit meiner Tochter zu reden. Es wäre mir über alle Maßen peinlich, wenn das große Unheil meines Lebens auch noch ein Geanstand müßiger Vermutungen und widerwärtigen Klatsches würde.“

(Fortsetzung folgt.)

### Drei Abende.

Erzählung von Erna von Troll-Þorostýáni.

(Fortsetzung.)

Robert, der neben ihr sich auf der Bank niedergelassen hatte, faßte ihre Hand.

„Wenn Du Dich heimisch fühlst, warum willst Du unsere Heimat nicht auch die Deine werden lassen? Wenn Du bei uns bleibst, würdest Du meiner Mutter, der das Glück verlagert ist, eine Tochter zu besitzen, diesen Mangel-unföhlbar machen. Seitdem ich die Verwaltung unseres Landgutes Steinach übernommen habe, ist sie so allein.“

Gisela schüttelte den Kopf.

„Nein, lieber Robert,“ antwortete sie mit sanfter Ruhe, „es kann Dein Ernst nicht sein, daß ich hier bleiben soll, um, gesund und jung, die Hände müßig in den Stroh zu legen und mich von fremden Broten zu ernähren. Ich weiß, daß es Euch fern läge, was ich von Euch empfinde als ein Almosen zu betrachten. Aber alle Güte und Liebe des Gebers wandelt die Gabe doch zu keinem erworbenen Gute des Beschenkten um. Und all Eure Großmütigkeit es mich nicht vergessen machen, daß ich sie mißbrauche aus arbeits-schwerer Trägheit. O, nicht Unart ist es, was mich leitet, aber die Erkenntnis der Pflicht, seine Kräfte in nutzbringender Tätigkeit zu verwerten.“

Da glitt ein Ausdruck freundiger Bewegung über Roberts Jügel.

„O, nur das ist es, was Dich von hinnen treibt,“ rief er, einen forschenden Blick auf ihr zur Erde ge-

neigtes Antlitz heftend. Dann nach kurzer Pause, mit vor Erregung bebender Stimme fuhr er fort:

„Gisela — in Deinem tiefen Weh des unerföhllichen Verlustes, den Du erlitten, wagte ich es nicht, Dir von mir zu sprechen. Jetzt aber will ich Dich fragen, ob Du mich lieb genug hast, um Deine Zukunftspläne zu vertauschen gegen den Platz an meinem Herzen, als mein geliebtes Weib?“

Da ging ein Zittern durch des jungen Mädchens erbleichendes Angesicht.

„O, Robert,“ rief sie leise, ihn anblickend mit todestrautigen Augen, „das hättest Du nicht fragen sollen! Du weißt, wie sehr als Freund und Bruder ich Dich liebe, aber Dein Weib kann ich nicht werden — und jetzt werde ich Dich als Freund verlieren!“

Ein tiefes, beklommenes Schweigen folgte Giselas Worten. Robert hatte ihre Hand aus der seinen gleiten lassen. Er atmete schwer, alle Farbe war aus seinen Wangen gewichen, und sein von Gisela zur Erde sinkender Blick schien gleichsam zu erstarren. Endlich erhob er sich schwerfällig von seinem Sitze, und kaum hörbar kam es von seinen Lippen:

„Ich hatt es früher fühlen sollen, daß Dein Herz nicht für mich schlägt. — Nicht wahr, Gisela, Du liebst einen anderen?“

Sie antwortete nicht. Doch wußte er ihr Schweigen wohl zu deuten. Da zog er ihr Haupt an seine Brust, und ihr Haar mit seinen Lippen streifend, küßte er mit erschütterter Stimme:

„Leb wohl, und werde glücklich — — und wenn Du eines Freundes je bedarfst, dann denke meiner!“

Dann riß er sich los und eilte davon.

Aufs tiefste erschüttert, schaute ihm Gisela nach. Der dunkle Schatten der rasch dahinschreitenden Gestalt verschwand vor ihrem Auge, so dichter Tränen-schleier trübte ihren Blick. —

### II.

Ein unfreundlicher, naßkalter Februarabend lag über der Stadt. Der gelbgraue mit den Ausdünstungen des Häusermeeres und dem aus zahllosen Kaminen aufsteigenden Kohlenrauch geschwängerte Nebel, der während des ganzen Tages über der Stadt gelagert, hatte sich, als die Nacht hereinbrach, noch verdichtet, die ganze Gegend wie mit einem schweren, nassen Mantel umspannend. Die von einem mäh-schwarz erhellten Dunstkreis umgebenen Plannen der Straßenlaternen zwinkerten wie kleine, gelbe Augen schläfrig durch das Dunkel.

Den Kragen seines Ueberziehers aufgeschlagen, die Hände in den Taschen, schritt Robert, durch Geschäfte in die Stadt geführt, durch die Straßen, dem Kasino zu, in dem er einen Freund treffen sollte.

Mit langsamen, schleppenden Schritten ging er dahin. Dieses, trostloses Weh, Angst und Sorge lasteten auf seiner Seele. Vor wenigen Tagen hatte seine Mutter von Gisela die Nachricht ihrer Verlobung mit Volkmann erhalten, der seine Studien vollendet und eine durch Todesfall erledigte, nach den Osterferien zu besetzende Stelle als Lehrer am Gymnasium einer Provinzstadt erhalten hatte.

Hatte bis dahin immer noch eine heimliche sich selbst uneingestandene Hoffnung, Giselas Liebe zu erringen, in seinem Herzen genistet, so wußte er jetzt, daß sie ihm unabänderlich verloren sei. Aber nicht das allein. Denn auch die Wahl, die ihr Herz getroffen, erfüllte ihn mit banger Sorge. Volkmanns Charakter, wie er ihn zu kennen glaubte, war nicht geeignet, das Glück seiner Gattin und Familie zu verbürgen. Leichtfertig, voll unbändiger Vergnü-gungs-sucht, hatte er böser Streiche wegen seine Studien unterbrechen müssen. Und selbst als Fritzens Haus-lehrer hatte er sich hinreichend lassen, an einem von leichtsinnigen, jungen Leuten arrangierten Hazardspiele teilzunehmen und dabei eine beträchtliche Summe verloren. Freilich, die gewinnende Erscheinung des schönen, jungen Mannes, die faszinierende Lebens-würdigkeit seines Wesens machten es begreiflich, daß er Giselas Neigung erworben hatte. Robert aber, nicht geblendet durch die glänzende Außerlichkeit dieses haltlosen Charakters, konnte sich um Giselas Schicksal als Volkmanns Gattin eines beklemmenden Bangens nicht erwehren. So hatte er nicht gewagt, Gisela, die hier in der Hauptstadt bis zu ihrer Ver-

beiratung noch ihre Stelle als Musiklehrerin in einem Mädcheninstitute bekleidete, aufzusuchen. So sehr es ihn auch zu ihr zog, widerstand er der Lockung eines Wiedersehens. Was hätte er ihr sagen sollen! Eine Warnung vor ihrer Verbindung mit Volkmann wäre ihm, dem abgewiesenen Bewerber, wenig gekommen. Sie hätte noch weniger gefruchtet, wie die warnenden Worte, die seine Mutter an sie gerichtet hatte, und die an ihrem in ihrer Liebe wurzelnden Vertrauen auf den Erwählten ihres Herzens machtlos abgeprallt waren.

Der die Straße überflutende Lichtschein einer über dem Portal eines palastartigen Gebäudes schwebenden elektrischen Sonne schenkte Robert aus seinem unruhigen Sinnen. Ausblickend erkannte er das Kasino, in dem sein Freund ihm erwarten sollte. Aber er war nicht da. Vergerlich über das verfehlte Stellbüchlein, aber die Möglichkeit, daß er später doch noch kommen könne, vor Augen, schlenkerte Robert durch die Säle, hier einen Blick in eines der im Lesezimmer auf einem großen, runden Tisch ausgebreiteten illustrierten Journale, dort auf das Schachbrett zweier ihr Spiel mit tiefem Schweigen verfolgenden Herren werfend, um endlich, nachdem er um die Zeit hinzubringen, einige Erfrischungen zu sich genommen und eine Billardpartie erlebte hatte, in dem letzten der Säle, der den Kartenspielern reserviert war, zu landen. Teilnahmslos schritt er von einer Gruppe zur anderen, als er bemerkte, daß an einem der Tische das einzige ihm bekannte Spiel, Pöser, gespielt wurde. Sich einen Stuhl heranziehend, nahm er in der Reihe der Zuschauenden Platz. Raum aber hatte er sich gesetzt, so erkannte er in einem der vor ihm sitzenden, ihm mit dem Rücken zugewendeten Spieler, Volkmann. Dieser aber hatte ihn nicht bemerkt. In all seinen Sinnen vom Spiel gefesselt, freudebegeistert, die brennenden Augen nicht von den Karten in der Hand des Bankhalters wendend, schien er gar nicht aufpassen zu können, was außerhalb des Spieles um ihn vorging.

Und jetzt bemerkte Robert, daß Volkmann beinahe unausgesehrt verlor, seine Barockschiff schon verloren haben mußte, und von ihm statt Geld, kleine, auf bestimmte Beträge lautende, mit seinem Namen gezeichnete Zettelchen im Umlauf waren.

Eine sahle Blässe überzog Roberts Wangen. Entsetzt, quälende, tödliche Angst, und zugleich eine heimliche, wilde Freude tobten in seiner Seele. Und so heiß war der Kampf, den die widerstreitenden Gefühle miteinander rangen, daß der Fortgang des Spieles seiner Aufmerksamkeit entging. Plötzlich entstand eine Bewegung am Tische. Die Partie war zu Ende. Volkmann hatte abermals verloren. Der Bankhalter rechnete die Beträge der von Volkmann gezeichneten Zettelchen zusammen und nannte eine bedeutende Summe, worauf er Robert Volkmann, der sich erhoben hatte, sagen hörte:

„Nunnen vierundzwanzig Stunden werde ich meine Schuld begleichen.“

Der Bankhalter nickte zum Zeichen seines Einverständnisses, und eine neue Partie begann.

Volkmann war aus der Reihe der Spieler getreten und verließ den Saal. Auch jetzt hatte er, mit gläsernen Augen wie geistesabwesend vor sich hinstarrend, Robert nicht bemerkt, obgleich er dicht an ihm vorüber schritt, nahm es auch nicht wahr, daß dieser ihm folgte bis in das augenblicklich vereinsamte Lesezimmer, wo er, unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, mit einem leisen Stöhnen, die Hände vor sein Angesicht schlagend, auf einem Stuhle nieder sank.

Einen Augenblick blieb Robert zögernd auf der Schwelle stehen. Sein Herz hämmerte, als ob es zerpringen wollte im heißen Aufbruch seiner kämpfenden Empfindungen. Plötzlich aber trat er, tiefaufatmend, wie von einer Last befreit, an den Unglücklichen heran und legte seine Hand auf dessen Schulter.

Volkmann blickte ihn an, als erkenne er ihn nicht. Dann aber stammte eine jähe Note über seine verstörten Lippen. Er öffnete die Lippen, als ob er sprechen wollte, aber nur ein unarticuliertes, leiser Laut rang sich aus seiner Brust empor.

Robert ließ seine Hand sinken.

„Unfellig, was haben Sie getan —?“

Volkmann antwortete nicht. Mit geschlossenen Augen im Fauteuil zurückgelehnt, glüht sein wachsbleiches Angesicht dem eines Toten.

Endlich schlug er die Lider auf. Seine angstverzerrten Züge erstarrten in einem Ausdruck eisiger Ruhe.

„Sie waren zugegen — wissen, was vorgegangen ist?“ frug er, kaum hörbar.

Robert nickte.

„Dann ahnen Sie wohl, was mein Spielverlust für mich bedeutet. Ich bin nicht imstande, meine Schuld zu tilgen — ich bin entehrt! Nun, und Sie wissen, was ein Mann in solcher Lage zu tun hat. — Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Ich verdiene nichts anderes. Sie haben mich gewarnt, damals, im Hause Ihrer Mutter. Nun bin ich abermals der Versuchung erlegen. Ach, um mich ist es nicht schade. Aber Gisela —“ — seine Stimme hebe — „ich verdiene ihre Liebe nicht, aber sie liebt mich, und die Katastrophe wird sie fürchtbar treffen. Wollen Sie mir versprechen, sie zu trösten und ihr zu sagen, daß nicht Mangel an Liebe, nur meine unseltsame Leidenschaft —“

Weiter kam er nicht. Die Worte ersticken ihm in der Kehle. Ein unterdrücktes Aufschluchzen durchschütterte seine Brust.

Da nahm Robert das Wort.

„Volkmann,“ sagte er, „diese fürchtbaren Augenblicke mögen in Ihrem Gedächtnis bleiben. Sie sind kein Schurke, der imstande ist, sein Wort zu brechen. Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, nie, niemals eine Karte zu berühren? Dann bin ich bereit, Sie zu retten. Im Laufe des morgigen Tages werden Sie von meinem Bankier den Betrag Ihrer Spielschuld ausbezahlt erhalten. Aber Sie müssen mir bei Ihrer Ehre geloben, niemals wieder sich zum Spiele verleiten zu lassen. Sind Sie stark genug, mir das Wort zu geben und — zu halten?“

Volkmann blickte ihn an, wie sinnesverwirrt. Doch als er sich betann, daß es kein Traum war, was Robert zu ihm gesprochen, da ergriff er seine bargereichte Hand, und indem er sie mit beiden Händen an sein Herz presste, stammelte er: „Sie wollen — o, mein Gott, ich, ich — wie soll, wie kann ich Ihnen danken —?“ und dann, sich Roberts Frage erinnernd: „Ja, Sie sollen Ihre Großmut nicht bereuen! Ich schwöre Ihnen, ich gebe mein heiliges Ehrenwort, niemals wieder an einem Spiele teilzunehmen!“

Robert zog seine Hand zurück. Vom Nebenzimmer her näherten sich Schritte. Sein Freund, der verspätet eingetroffen, ihm eifrig suchte, trat, ihn anrufend, über die Schwelle.

Robert winkte ihm einen Gruß zu, dann wandte er sich zu Volkmann zurück:

„Wohlan — abgemacht! Alles weitere wird morgen in Ordnung gebracht. Doch, wo wohnen Sie?“

Und nachdem er sich Volkmanns Adresse notiert hatte, schritt er nach kurzem Gruße auf seinen Freund zu.

„Et, Du siehst ja aus, als hättest Du eine Schlacht gewonnen, so siegreich blickst Du drein!“ rief dieser. „Und doch ist hier kein Blut geflossen.“

Robert lächelte. „Es gibt auch unblutige Schlachten, deren Sieg oft noch schwerer zu erkämpfen ist, als jener,“ antwortete er, indem er, seinen Arm in den des anderen legend, der Türe zuschritt.

### III.

Ein heißer, wolkenloser Sommertag neigte sich seinem Ende zu. Die Sonne war eben untergegangen, aber noch flammte ihr Widerschein am Himmel, der fern am Horizont in leuchtendem Farbenpiel, vom hellsten Blau bis zum dunkelsten Purpurviolett, erglühete. Ein erquickender Lüftzug strich säuselnd durch das Laub der Bäume, wiegte die Spitzen der Grashalme und die blühenden Blumenfelde fachte hin und her, und fuhr tänzelnd durch den Strauß des Springbrunnens im Garten des Herrenhauses auf Steinach.

Hinter dem Bassin in einem Kiosk saß, die abgemagerte Gestalt in eine Reisende gehüllt, Robert in einem Fauteuil und las.

Benige Schritte neben dem Kiosk kauerte, emsig damit beschäftigt, aus Bauhölzern eine Ritterburg zu errichten, ein etwa sechsjähriges, schönes, blondes Mädchen auf dem kiesbestreuten Boden. Schon war die Burg fertig mit Säulen und Gräben, und nun wurde auf die höchste Zinne des Schloßchens ein weiß und rot gestreiftes Fähndchen gesetzt. Dann einen triumphierenden Blick auf das vollendete Werk werfend, sprang das Kind händelklatschend zu Robert hinüber.

„Sieh doch, Onkel,“ rief es ihm zu, wie schön meine Burg ist! So schön, daß, wenn sie groß genug wäre, ich darin wohnen möchte.“

Der Angeredete ließ die Zeitung in den Schoß sinken, und aufblickend wandte er sein bleiches Angesicht mit den müden, eingefunkenen Augen dem Mädchen zu.

„So — so!“ antwortete er lächelnd. „Du möchtest in Deiner Burg hausen? Und Deinen Onkel würdest Du verlassen?“

Das Kind widersprach eifrig. „Nein, nicht allein!“ rief es. „Wenn das Schloß so groß wäre, wie ein wirkliches, so hättest Du ja auch Platz darin. Und auch Mama müßte drin wohnen, anstatt in der Stadt, in dem langweiligen Institut.“

Das Mädchen hatte plaudernd sich an Roberts Knie geschmiegt. Nach einer kleinen Pause frug sie, zu ihm aufblickend:

„Nicht wahr, Onkel, Mama wird bald kommen? Du hast sie eingeladen, die Ferien hier zuzubringen! Ach, Du solltest sie dann garnicht mehr fortgehen lassen. Es ist hier viel schöner, als in der großen Stadt mit den vielen vielen Häusern!“

Robert strich mit sanfter Hand die Blondlocken aus der erhigten Stirn des Kindes.

„Wenn es von mir abhinge, meine liebe Gisa,“ erwiderte er, „so würde sie immer hier bleiben. Aber — sie will nicht.“

„Sie will nicht?“ wiederholte Gisa verwundert. „O, ich werde sie aber darum bitten, recht innig bitten. Und Du mußt mir helfen! Dir schlägt sie gewiß keine Bitte ab. Sie muß Dich ja auch lieb haben, da Du so gut bist, so gut!“

(Schluß folgt.)

## Wers Glück hat — führt die Braut heim.

Humoristische Skizze von Karl Felden.

Hans Hafner war der Sohn eines reichen Nürnberger Hopfenhändlers, ein kenntnisreicher, liebenswürdiger, junger Mann, ein Lebemann vom Scheitel bis zur Sohle. Obwohl er sich leider nur ausnahmsweise im Geschäft seines Vaters betätigte, sich an den geschäftlichen Konjunktionen beteiligte, die Kurse studierte und auf Reisen ging, so entwickelte er — wenn je — doch bei all diesem Beginnen eine solche kaufmännische Gewandtheit und Genialität und wurde in seinen Unternehmungen so vom Glück begünstigt, daß Herr Hafner sen. erkannte: sein Sohn sei, trotz seines Leichtsinns, doch der rechte Sohn seines Vaters und würde bereinst auch sein würdiger Nachfolger werden.

Wer Nürnberg kennt, weiß, daß es ein urgemütliches Nest ist, in welchem es sich vorzüglich leben läßt, und Hafner jun. genoss seine Jugend in vollen Zügen. Er amüsierte sich im Kreise fröhlicher Nürnbergerinnen, machte alle Vergnügungen mit, ging zu den Konzerten im schönen Stadtpark oder winters zur Reunion und Notunde im „Strauß“ oder nachts ins „Café National“ oder „Café Noris“.

„Mag er sich die Hörner ablaufen!“ dachte Papa Hafner. Manchmal aber ersahen ihm das flotte Leben seines Herrn Sohnes doch etwas zu bunt. Der war bald dreißig Jahre alt und man mußte dahin wirken, daß er sich endlich auf die solide Seite legte. Herr Hafner hatte auch schon sein Pläncchen nach dieser Richtung hin in petto, dessen Ausführbarkeit er gar nicht bezweifelte.

Einst, nach einer durchschwärmten Nacht, bemerkte Hans beim mechanischen Durchblättern seines Photographie-Albums, daß sich noch einige unschöne Lüden darin vorfänden. Die Bißte seiner „Freundinnen“,

die er hätte um ihre Porträts hätte angehen können, war vorläufig erschöpft und er hätte gar zu gern noch einige schöne Frauenköpfe in seinem Album gehabt

Was tat nun Hans, um diesen Wunsch zu befriedigen? Er griff zu einer List. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb folgende Worte nieder:

„Junger Mann von angenehmen Neufieren und bevorzugter Lebensstellung sucht, zwecks späterer Vermählung, die Bekanntschaft einer jungen Dame aus gebildeten Kreisen zu machen. Vermögen nicht — dagegen Schönheit Bedingung. Offerten mit Bild usw.“

Dieses Schreiben sandte der junge Mann an die Expedition der „Münchener Neuesten Nachrichten“.

Das mußte ein kolossaler Zug werden! Auf diese Weise gelangte er in den Besitz einiger zweifellos hübscher Frauenporträts, mit denen er sein Album noch vervollständigen und weiter schmücken konnte. Die übrigen wollte er zurücksenden.

Nach einigen Tagen war ihm bereits sein Geniestreich gelungen. Er hatte ungefähr ein Duzend Bilder und Briefe heiratslustiger Schönen in Händen, die sich in mehr oder weniger origineller Weise anboten und ihre Tugenden priesen.

mein Bild lehren. Im Uebrigen bin ich neunzehn Jahre alt, noch unbestraft und erwerbe mir kümmerlich meinen Lebensunterhalt mit weiblichen Handarbeiten. Sie verlangen nicht anonyme Offerten; aber ich werde mich hüten, meinen Namen der Öffentlichkeit, wohl gar der Lächerlichkeit preiszugeben. Deshalb bitte schicken Sie mir Ihre Antwort hauptpostlagernd unter „M. S.“ nach hier, denn ich möchte auch erst gern wissen, mit wem ich es zu tun habe. Mein Bild erwarte ich auf jeden Fall zurück. Mit der Bitte, mich berücksichtigen zu wollen, zeichne

hochachtungsvoll Martha S.“

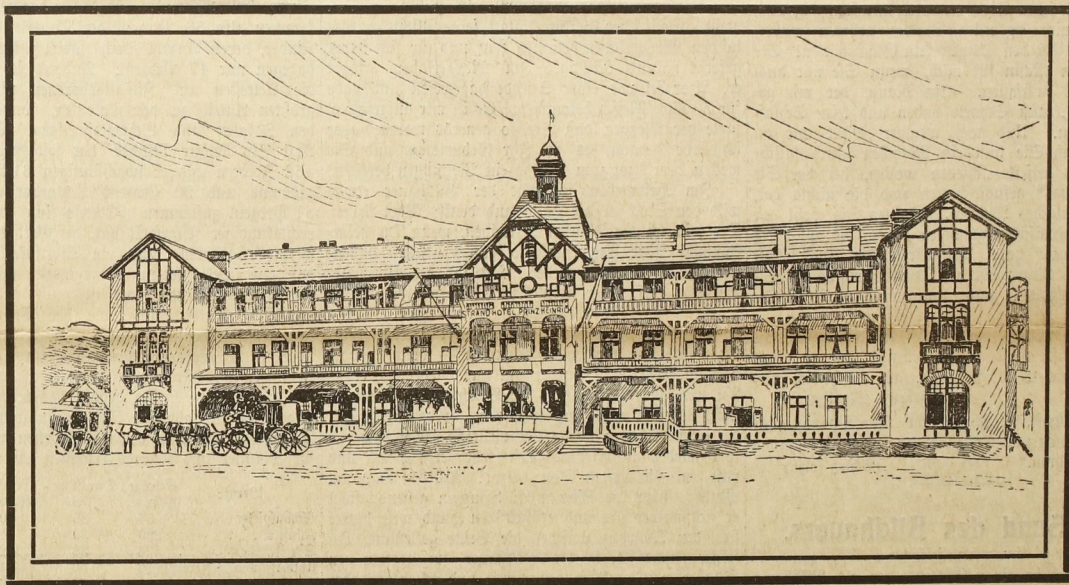
Ein sonniges, heiteres Lächeln umspielte die Lippen Herrn Hafners jun. Welch originelle, urwüchsige Art zu schreiben von diesem armen, jedenfalls unverdorbene Waisennädchen. Seine Blicke wandten sich wieder dem Porträt zu.

Es verlohnte sich schon, dasselbe anzuschauen. Ja, sie war hübsch, die hübscheste von allen düpierten Bewerberinnen. Herrliche, strahlende Augen, eigentlich viel zu feck und lebenslustig für ein armes Mädchen, bligten unter den feinschwüngen Brauen

„Mein wertgeschätztes Fräulein!

Es tut mir wirklich leid, Ihre Hoffnungen zu zerstören. Aber Offenheit gegen Offenheit! Ihre ungeschminkten, aufrichtigen Zeilen haben einen derartig sympathischen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht umhin kann, der Wahrheit die Ehre zu geben. So vernehmen Sie denn: es war alles nur ein Scherz! Mir lag nichts ferner, als auf diese Weise an eine Frau zu kommen. Und offen gestanden, ich halte auch Sie für viel zu schade, sich auf diese Weise an irgend jemand wegzuwenden. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie bald einen Ihrer würdigen, braven Mann bekommen, aber nicht auf diesem Wege; denn dabei dürften Sie leicht böse Erfahrungen machen. Ihren Wunsch, wegen sofortiger Rückgabe Ihrer reizenden Photographie kann ich noch nicht erfüllen, denn dazu gefällt mir das Bild zu gut und Sie müssen mir schon erlauben, es vorläufig in Ehren behalten zu dürfen. Als Ersatz und um Ihnen zu beweisen, daß ich Vertrauen und Hochachtung zu Ihnen habe, sende ich statt dessen das meinige.

Hochachtungsvoll Hans Hafner.“



Das neue Badhotel in Tsingtau. (Siehe Text Seite 63.)

Das Mienenspiel des leichtsinnigen jungen Mannes war beim Gehen der interessanten Episteln, sowie dem Studium der hübschen und häßlichen Porträts ein wechselndes. Doch bei einem Briefe und einem Bilde angelangt, wurden seine erst gleichgültigen Züge plötzlich aufmerksam gespannt. Der Brief war originell und stach in vorteilhafter Weise von den übrigen meist trivialen und gezwungenen Nachwerken ab und nicht weniger war das Bild der jungen Dame des Anschauens wert.

Sie schrieb:

„Mein Herr!

Sie suchen auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege in den Stand der Ehe zu treten. Ich bin eine geeignete, junge Dame, die gern in diesen Stand treten möchte — mit wem — ist mir gleichgültig, wenn er nur zu mir paßt — und ich glaube, Sie passen mir! Ob ich Ihnen — das ist allerdings eine andere Frage. Sie sehen nicht auf Vermögen — also müssen Sie reich sein, was mir sehr angenehm wäre, denn ich bin eine arme Waise; sodann müssen Sie aber auch einen braven Charakter besitzen, da Sie vorurteilsfrei genug sind, sich über die Schwächen und Grundzüge des jetzigen Zeitalters hinwegzusetzen, was mir noch angenehmer ist. — Ob ich die Ihrige werden kann, wird Sie

dem Manne entgegen. Den kleinen üppigen Mund umzog ein Lächeln, das zwei holde Grübchen in den runden Wangen zu einem schelmischen Stempelte. Hans konnte sich von dem reizenden Anblick nicht losreißen.

Dann wurde er nachdenklich und kam zur Benennung seines toten Streiches.

„Arme Kleine,“ murmelte er. „Wie hübsch sie ist. Sie möchte gern heiraten — dabei ist sie arm; der Stein des Anstoßes für viele brave Mädchen. Ich glaube, die unbekanntete Martha verbiente es, einen wackeren Mann zu bekommen. Ja, sie gefällt mir wirklich und ich wüßte nicht, was ich bei persönlicher Bekanntschaft täte! Wenn sie nur nicht gar so arm wäre. Der Alte will nur eine reiche Schwiegertochter. Arme Kleine! Es tut mir wirklich leid, ihr eine Enttäuschung zu bereiten. Eigentlich sollte man derartige frivole Scherze im Hinblick auf brave Mädchen nicht treiben.“

Um wenigstens seine Indiskretion zu begehren, verbrannte der junge Mann sämtliche übrigen Briefe. Auch bezüglich der Bilder schien er anderen Sinnes geworden zu sein, denn er fowertierte sie, verschah sie mit den entsprechenden Adressen, um sie den Eigentümerinnen wieder zugehen zu lassen.

Den Brief der hübschen Martha aber nahm er sich vor, sorgsam zu beantworten.

Er schrieb:

Der Brief ging fort. Aber merkwürdig, Hans war die folgenden Tage gar nicht mit sich zufrieden und heimlich vertiefte er sich oft in das Anschauen des hübschen Mädchenbildes.

„Alle Wetter,“ brummte er dann, „ich glaube, die schöne Martha hat mir den Kopf verrückt; ich bin in das Bild verliebt! Vielleicht hätte sich die Anbahnung einer persönlichen Bekanntschaft verlohnt. — Aber Torheit. Hans, Du, der Freund der Frauen, wirst doch nicht ein armes, unbedeutendes Mädchen heiraten wollen, das sich wie eine Ware angeboten hat! Du würdest Dich vor Dir selbst und ihr schämen müssen. Und der Alte würde es auch nie zugeben, denn bei dem ist der Geldpunkt die Hauptsache. — Aber immerhin, die schöne, arme Waise hat einmal mein Interesse erregt, vielleicht erhalte ich doch noch ein Lebenszeichen von ihr; sehen wir zu, was weiter aus der Sache wird.“

Er sollte nicht lange warten, seine Hoffnung ging rascher in Erfüllung, als er dachte.

Am vierten Tage hatte er schon wieder einen duftenden Brief von der geheimnisvollen Martha; die zierlichen Schriftzüge waren ihm schon zur Genüge bekannt. Gespannt öffnete er das Schreiben und las:



„Mein Herr!

Offengehalten, ich hatte eigentlich eine andere Antwort von Ihnen erwartet, eine, die mir Spaß gemacht haben würde. Aber der Spaß ist so eigentlich noch größer. Nicht Sie, wie Sie beschönigen, haben mich zum Besten gehabt, sondern ich bin es gewesen, wie Sie doch mein erster Brief hätte belehren müssen! Glauben Sie, ich würde einen Mann heiraten, der keine Courage hat, sich einem Mädchen auf gehörige Weise zu nähern und sich statt dessen wie eine Ware in der Zeitung ausbietet?! Da kennen Sie mich schlecht, da müßte ich keine feiche Mähdenerin sein, der die Männer zu Dugenden nachlaufen. Das müßte Sie doch mein Bild lehren! Ich bin leider ein etwas wildes, zu tollen Streichen aufgelegtes Mädchen und Ihr origineller Heiratsantrag, in welchem auf Mitgift weniger, dagegen auf — Schönheit großer Wert gelegt wurde, reizte mich zu dem Spaß, diesem weisen Raben zu antworten. Ich war neugierig, ob ich Ihnen als arme Waise gefallen würde. Hätten Sie mir in diesem Sinne geschrieben, ich würde Ihnen schon den Laufpaß gegeben haben. Aber mein Herr, schämen Sie sich nicht, sich auf diese un männliche Weise einem Mädchen zu nähern? Und dabei sehen Sie so honett und schneidig aus, daß es mich eigentlich Wunder nehmen müßte, wenn Sie bei den Damen kein Glück hätten! Sie wären kein Mann für mich, wenn Sie mir auch sonst nicht mißfallen. Ein Mann, der mir gefallen will, muß Schneid haben und keine Schlaubaube sein. Und noch weniger gefällt mir an Ihnen, daß Sie nun ein Mädchen durch falsche Auskünfte beiseite schieben wollen, bei der Sie doch „Etwas“ gesucht hatten und die nichts hat, als ihr hübsches Aeußere. Sollten Sie wohl gar eine noch hübschere gefunden haben, die außerdem auch „Etwas“ hat? Da wären Sie in Wahrheit doch mehr Materialist als Idealist, wofür ich Sie anfangs gehalten hatte und damit verlieren Sie den letzten Rest von Achtung bei mir. Uebrigens sollen Sie noch erfahren, daß ich durchaus keine arme Waise, sondern die einzige Tochter eines hiesigen reichen Bürgers bin, als welche ich vererben erbienkt Martha S.“

Nachschrift. „Ihre nicht üble Photographie werde ich mir zum Andenken an diesen spaßhaften Fall bewahren.“ (Schluß folgt.)

### Der Hund des Bildhauers.

Ein wahre Geschichte.

Ich habe einen Freund, der als Bildhauer schon manches schöne Kunstwerk geschaffen hat; das größte ist der Broderbrunnen in der Stadt St. Gallen. Und wie merkwürdig: der Bildhauer ist absolut taub; wenn man neben ihm eine Kanone abseuert, so spürt er wohl den Luftdruck; aber hören tut er es nicht. Um so schärfer ausgebildet ist sein Auge, und weil ihm der Verkehr mit den Menschen schwer fällt, so denkt er desto mehr nach. Auch kann er, ob schon undeutlich in seiner Aussprache, vortrefflich erzählen. Wir saßen eines Abends in Rom al vero Frascati Piazza Colonna beisammen, als er uns eine kleine Geschichte zum besten gab, die ich so gut als möglich — der Bildhauer kann es viel besser — erzählen will.

Sein Hund heißt Azor und ist ihm lieber als die meisten Menschen. Wenn der Bildhauer in seinem Atelier arbeitet und jemand an seiner Türe klopf, so hört er es nicht; da stellt sich denn Azor vor ihn hin und bellt oder zert er am Kermel, um anzudeuten, es sei jemand vor der Türe und wolle herein. Und wenn der schwere Mann sich des Abends müde in sein Bett legt, so schläft er wie ein Sack; dann könnten Diebe durch Türe und Fenster eindringen und ihn vollständig auserauben, er würde nichts hören; da wacht denn Azor für ihn und wenn er ein verdächtiges Geräusch hört, so zert er den Schläfer am Hemb bis er aufwacht und Licht macht.

Aber auch den Tag über tut der wackere Hund gute Dienste. Wenn dem Bildhauer bei seiner Arbeit der Tabak ausgeht oder die Zigarren alle werden

und er selber nicht ausgehen mag, so nimmt er 50 Centimes, wickelt sie in Papier, ruft den Azor und jagt: Tabak! Dann rennt der Hund mit dem Papier in der Schnauze in den Laden, wo der Bildhauer immer hinget und bringt in fünf Minuten voller Freude das Gewünschte. Darauf bekommt der treue Diener aber auch seinen Lohn: der Bildhauer wickelt 20 Cts. in ein Papier und sagt: Azor, das ist für Dich! Damit läuft der Azor so schnell er kann in den Metzgerladen, wo der Bildhauer sich oft eine Würstl kauft und regaliert sich dort an Abfällen, die ihm der Metzger gibt. Diese Kommission macht er am liebsten; es ist aber auch begreiflich an einem Hund, der einen guten Appetit hat. — Da kam ein böser Tag und eine böse Geschichte.

Azor wurde mit 50 Cts. wieder in den Tabakladen geschickt und kam nicht mehr zurück. Eine halbe Stunde, eine ganze Stunde verging — und immer noch kein Hund und kein Tabak. Dem Bildhauer wurde bang, Azor könnte ihm abgefangen sein oder er habe Kameraden gefunden und beim Spielen mit ihnen das Geld verloren. Er setzte den Hut auf, nahm den Stock in die Hand und ging in den Tabakladen. — Ist Azor vorhin nicht dagewesen? — Nein, Herr, seit vorgestern war Ihr Hund nicht mehr da. — Dem Bildhauer kommt ein schlimmer Verdacht. Sollte der Schlingel statt seine Pflicht zu tun, in den Metzgerladen gelaufen sein und für sich selber gesorgt haben? Richtig. Im Metzgerladen erfährt er, Azor sei vor einer Stunde dagewesen und habe für 50 Cts. Fleisch bekommen. Es ist mir aufgefallen, sagte der Metzger, daß Sie so generös waren; aber ich habe gedacht, es sei Ihr Geburtstag und Sie wollen dem Azor zum Festtag ein Vergnügen bereiten!

Im Heimgehen schwingt der Bildhauer etwas wild den Stock in der Hand und denkt: Wart Azörl, Dir will ich die Klauen vertreiben, wenn Du heimkommst! Aber Azor muß so etwas gehaut haben; denn er kam nicht wieder. Oft tat der Bildhauer die Türe auf, aber kein Azor. Es wurde Nacht. Traurig warf sich der Bildhauer aufs Bett. Wenn er seinen guten, lieben, treuen Hund verlieren sollte! Er wollte ihm kein Haar krümmen — wenn er doch nur wiederkäme! Wenn er ihn nur wieder hätte! — Anderen Morgens konnte der Bildhauer vor Unruhe nicht arbeiten und ging spazieren, in der Hoffnung, der arme Sünder werde ihn vielleicht sehen und sich ihm wieder anschließen. Oft kehrt er sich um und ruft im zärtlichsten Ton: Azor! Azörl! Da, um Mittag, über die Piazza di Spagna gehend, sieht er sich wieder um und erblickt den Hund weit hinter sich, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt. In seiner Freude hätte der Bildhauer am liebsten den Sünder auf den Arm genommen und geliebtest; aber er sagte sich: Strafe muß sein! und Schritt stramm weiter, als ob er den Hund ignoriere und nichts mehr von ihm wissen wolle. Dieser schlich seinem Herrn von weitem nach, bis sie zu Hause waren.

Ins Zimmer wagte sich der geängstigte Hund vordersand nicht, sondern legte sich vor die Türe, als ob er sagen wollte, er sei nicht mehr wert, in seine frühere Stellung zu kommen. Der Bildhauer tat, als sähe er ihn kaum und ließ ihn noch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hungern. Dann dachte er, es ist jetzt genug der Strafe, wickelte 50 Cts. in ein Papier und rief dem Azor. Der kam ganz kläglich an der Erde rutschend heran. Azor, sagt der Bildhauer, sieh den Hund scheinbar zornig an und droht mit dem Zeigefinger: Azor, Tabak! Tabak! Tabak! Wird der arme Azor, ausgehungert wie er ist, wieder zum Metzger laufen und den rasenden Hunger stillen? Eine hungernde Kreatur ist ja so schwach oft! Nein, ehe fünf Minuten vergangen sind, ist Azor wieder da und übergibt mit tausend Freuden, was ihm befohlen worden. Dem Bildhauer kommen Tränen der Freude ins Auge. Die Treue hat gesiegt. Die Freundschaft ist wieder hergestellt. Nun bekommt Azor auch seine Fleischportion wieder, und wie süß schmeckt sie ihm! Denn ein gut Gewissen ist nicht bloß ein sanftes Ruhefissen, sondern würzt auch die Mahlzeit. Seither verwechselt Azor den Tabakladen mit dem Metzgerladen nicht mehr.

M. Altherr, Basel.

### Zur Naturgeschichte des Genies.



Sind schon viele Studien gemacht worden über die Bedingungen, unter denen die hochbegabten Menschen geboren wurden. Diesen Untersuchungen fügt der Engländer J. Ellis eine weitere hinzu, die die Frage von einer neuen Seite beleuchtet. Er hat sich die Aufgabe gestellt, bei 1000 hervorragenden Engländern und Engländerinnen zu untersuchen, in welcher Beziehung das Genie zur Familie steht. Nach seinen Ermittlungen gehören talentvolle Männer besonders häufig Familien an, in denen die Anzahl der Knaben die der Mädchen überwiegt, während umgekehrt mehr talentvolle Frauen in tüchtlicheren Familien geboren werden. Im Durchschnitt werden 104 Knaben auf 100 Mädchen geboren; bei den Familien der talentvollen Männer findet man aber 121 Knaben auf 100 Mädchen, bei den Familien der talentvollen Frauen 79 Knaben auf 100 Mädchen. Sehr bemerkenswert ist ferner der Umstand, daß in vielen Fällen die besonders begabte Person das älteste oder das jüngste Kind der Familie ist. Am häufigsten ist es das älteste Kind. In 30 Prozent der Fälle ist es das älteste, in 23 Prozent das jüngste, in 47 Prozent ein mittleres Kind. Die Ältesten und Letztgeborenen bilden zusammen also 53 Prozent der Talente; die mittleren Kinder, deren Anzahl doch soviel höher ist, stellen dagegen nur 47 Prozent. Andererseits aber stellen die Ältesten und Jüngstgeborenen nicht nur den größten Anteil zu den Talenten, sondern auch zu den Idioten und Schwachsinigen. Ein englischer Arzt Sir Arthur Mitchell hat festgestellt, daß von 453 Idioten und Schwachsinigen 31 Prozent Erstgeborene und 20 Prozent Letztgeborene sind, also 51 Prozent zusammen. Ebenso sind, wie ein Strafrechtskundiger festgestellt hat, der Verbrecher vorzugsweise Erstgeborene und ein Statistiker fügt hinzu, daß die Deklassierten vorzugsweise Jüngstgeborene sind. Nicht uninteressant ist auch eine anderartige statistische Untersuchung, die der Professor Dexter von der Universität Illinois gemacht hat; er hat in über 8000 Lebensbeschreibungen von bedeutenden Männern und Frauen festgestellt, in welchem Alter sie ihren großen Erfolg gehabt haben. Er stellt seine Ergebnisse in folgender Tabelle zusammen, die das Durchschnittsalter in den verschiedenen freien Berufen für Männer und Frauen erkennen läßt:

Beruf:	Erfolge. Durchschnitts-		Erfolge. Durchschnitts-	
	Männer	Alter	Frauen	Alter
Schauspieler . . . . .	54	30	40	25
Künstler . . . . .	260	30	21	40
Schriftsteller . . . . .	528	38	272	40
Universitätsprofessoren	1090	50	11	40
Mediziner . . . . .	509	50	13	60
Erfinder . . . . .	26	55	—	—
Recht . . . . .	857	55	4	45
Musiker . . . . .	111	40	270	40
Ärzte . . . . .	540	47	7	42
Naturforscher . . . . .	410	58	7	50

### Das Kind.

Wer kommt den lieben Engeln gleich? Das Kind! denn sein ist Gottes Reich, Wie unser Heiland selbst gelehrt, Als er auf Erden hat verkehrt!

Und wer nicht rein ist wie ein Kind, Nicht wie ein solches liebes Kind, Dem kann er öffnen nicht das Tor, Des Jornes Cherub steht davor!

Drum, Kinder, seid auf Erden hier Der Menschheit allerhöchste Zier, Die unser Heiland selber weicht Dem Himmel und der Seligkeit!

Carl Colla.



